Ich erinnere mich an die Jahre des lebendigen Dialogs, an die Zeiten freundschaftlicher Gespräche in großer Offenheit und Wahrhaftigkeit. Diese Jahre sind vorüber, und ich möchte allen wünschen, dass sie als anständige Menschen gesund bleiben, egal, wie ernst die Situation werden mag.

Post eines jungen russischen Medien-Wissenschaftlers aus Moskau am 24. Februar 2022, dem Tag der russischen Invasion der Ukraine, an seine Facebook-Freunde

Talkshows über die Zukunft des Journalismus auf hochrangigen Podien oder an der Basis Runder Tische sind wie ihre politischen Verwandten meist Muster ohne Erkenntnis. Versammelt werden zu einer Art Rollenspiel die üblichen Verdächtigen. Sie vertreiben meist abgenutzte Stereotypen: der Bedenkenträger aus dem Publizisten-Stand predigt Demut, die der einst zur vierten Gewalt überhöhte Journalismus heute aufbringen müsse, um sein Publikum überhaupt noch zu erreichen. Der Unternehmer, der den Medienmarkt der digitalen Zukunft im Blick und deswegen schon viele Zeitungstitel verkauft oder Redaktionsetats dezimiert hat, behauptet, guter Journalismus setze sich immer durch. Der Politiker meldet sich zu Wort, wenn sich populistische Ansagen image-steigernd vertreiben lassen. Der Wissenschaftler liefert die statistisch unterfütterten Nahrungsergänzungsmittel zum Phrasen-Salat. Gelegentlich werde ich als Relikt längst vergangener Medien-Zeiten dazu geladen – Fossil einer Ära, in der von Leitmedien und gesellschaftlicher Integration durch Zeitung und Rundfunk unbestritten die Rede war. Meine Teilnahme soll entlastend wirken. Der Moderator fragt den Kollegen

aus der Kohorte Abendsonne, ob er noch einmal den Beruf des Journalisten wählen würde. Die scheinbar rhetorische Frage ist auf Zustimmung getrimmt und ja, ein positives Bekenntnis geht leicht über die Lippen – allerdings versehen mit einer fundamentalen Einschränkung: der Beruf, wie ich ihn ausüben, ja leben durfte, existiert nicht mehr. Am Morgen nach einer dieser Diskussionen ruft mich ein Kollege an und meint, ich solle mich doch bitte schriftlich erklären. Das Telefonat war der Auslöser, sich am „Entwicklungsroman“ eines deutschen Journalisten zu versuchen.

Bei einer medialen Nabelschau ist es nicht geblieben. Schnell geriet die Erzählung über die Grenzen des Metiers. Die permanent beschworene „Zeitenwende“, die Bundeskanzler Scholz drei Tage nach dem Beginn von „Putins Krieg“ beim Namen genannt hat, macht vor keiner Biografie und keinem beruflichen Milieu halt. Putins Krieg ist „nur“ der dramatische Höhepunkt einer langen Entwicklung. Das Leben wird tagtäglich, schleichend und gründlich zugleich, veränderlich. Was gesichert schien, gerät ins Wanken; Rollen wechseln oder verschwinden. Angesichts wachsender globaler Erschütterungen und aggressiver Verwerfungen, einem Krieg vor Westeuropas Haustür kommt mir meine biografische Vergangenheit frei nach Heinrich Heine wie ein Märchen aus uralten Zeiten vor. Bis vor wenigen Jahren, vor den Wendemarken „Corona“ und „Putins Krieg“, verlief alles in überschaubaren Bahnen. Das durch die Wiedervereinigung gestärkte Deutschland näherte sich gefühlt einem ewigen Frieden. Wir wähnten uns geschützt und geschätzt - auch gefürchtet als bedeutendes Land mitten in Europa. Jeder hatte seinen Platz in seiner Gesellschaft. Uns selbst genug waren wir schon lange. Seit dem Aufschwung der bundesdeutschen Leistungsgesellschaft,

ungefähr seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts, waren Fragen nach Ziel und Sinn persönlich gemünzt. Es ging nicht vordringlich ums gesellschaftliche Große und Ganze, sondern um Befindlichkeiten und Ansprüche, meist um die Karriere, nachrangig um Haus und Hof, Frau und Kind. An einem Wendepunkt meines Journalisten-Daseins hat der Publizist Jürgen Eick seine Schlüsselfrage auch so gemeint, als er mich im Vorstellungs-Gespräch bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung fragte: Wo ist der rote Faden?

Die Frankfurter Allgemeine, eigentlich zu klein für einen eigenen Fernseh-Auftritt, aber unnachahmlich fein in ihrem publizistischen Anspruch und durchdrungen von der verlegerischen Mission eines prominenten Leitmediums, wollte sich 1984 in den ebenso unaufhaltsamen Aufschwung wie unheimlichen Aufwand des neuen Privatfernsehens stürzen. Das ehrgeizige Projekt mit dem Titel Tele FAZ riss das ehrwürdige Blatt in ein Abenteuer. Man hatte schöne Baupläne von repräsentativen Fernsehstudios in der Schublade, aber nur schemenhaft ein Programm- und Produktionskonzept vor Augen. Man suchte einen Programmchef - möglichst einen, der Zeitung gelernt hatte und gleichzeitig im Rundfunk bewandert war. Der Chef vom Dienst der FAZ, in Fachkreisen bekannt geworden durch sein Engagement für die verlegerische kommerzielle Nutzung der sogenannten Neuen Medien, war zum Generalbevollmächtigten der Funk-Sparte avanciert und verfiel zusammen mit den fünf Herausgebern - einer von ihnen war Jürgen Eick - auf einen Bekannten.

Ich war dem Hause verbunden, weil ich Mitte der Sechzigerjahre neben dem Jurastudium bereits „frei“ im Feuilleton als Musik-, Ballett- und

Theaterkritiker gearbeitet, bei der FAZ nach Probeläufen in Lokalzeitungen erst wirklich zu lernen begonnen hatte. Es war mir gelungen, mit einem spontan eingereichten Artikel, einem Einspalter über den missglückten Europa-Start eines US-amerikanischen Musicals, ein Hausverbot der städtischen Bühnen im westfälischen Münster zu erwirken. Das war ein gelungener, wenn auch unfreiwilliger Einstieg ins überregionale Feuilleton. Ein Jahrzehnt später begann ich, neben meiner Arbeit als Kritiker in verschiedenen Zeitungen, vor allem als Kulturredakteur beim Hessischen Rundfunk die rasante Medienentwicklung zu verfolgen. Als Abgesandter des öffentlich-rechtlichen Rundfunks begegnete ich immer häufiger dem Technik-affinen Chef vom Dienst der FAZ, Dietrich Ratzke, damals auf medienpolitischen Foren Kontrahent aus dem Lager der Zeitungsverleger. Daraus entwickelte sich eine Freundschaft, die manchem Versagen von Konzepten und Geschäftsmodellen zum Trotz ein Leben gehalten hat.

Ressortleiter der FAZ mussten vor ihrer Berufung eine sogenannte Herausgeber-Runde absolvieren. Das waren, da sich die fünf Herren der publizistischen Artusrunde und der Vorstands-Vorsitzende des Verlages in der Regel vorher ihr Bild gemacht hatten, meist höflich gehaltene Pflichtbesuche, bei denen man aber noch stolpern konnte. Da ich aus dem Feuilleton stammte, war das Gespräch mit Joachim Fest eine kultivierte Formsache, dem zuständigen Herausgeber Bruno Dechamps und dem Verlagschef Hans Wolfgang Pfeiffer schon ein persönliches Anliegen, weil Sie meinem Patenonkel, dem langjährigen Korrespondenten der Zeitung Hans-Jürgen Krüger freundschaftlich verbunden waren. Die beiden politischen Herausgeber Johann Georg Reißmüller und Fritz Ullrich Fack gingen zur Sache auf Distanz, fragten

sich und ausdrücklich mich, warum ein im öffentlich-rechtlichen Rundfunk etablierter, dort auskömmlich gestellter, längst unkündbarer Kollege mit Pensionsanspruch mitten in einer Anstalts-Karriere diesen riskanten Wechsel wagen wollte. Beide Herausgeber gaben unumwunden zu, dass sie mit den Neuen Medien wenig am Hut hatten, ja mit einem Engagement auf diesem unseriösen, publizistisch verminten Gelände den journalistischen Kern der Zeitung bedroht sahen und sich eher notgedrungen einem vermeintlichen Zeitgeist beugten. Reißmüller, der in seinem Gebaren permanent dem Titel von Grabbes Schauspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ nacheiferte, hatte nach meiner Wahl zum Chef der Tele-FAZ einen besonders destruktiven Scherz bereit. Bei einer der vielen spontanen Flur-Feten nach Redaktionsschluss meinte er, ob ich ihm als Mann der Neuen Medien nicht helfen könne, den ganzen Computerkram aus den Redaktionsstuben zum Fenster hinauszuwerfen. Er meinte das mindestens halb im Ernst.

Jürgen Eick, Herausgeber des Wirtschaftsteils, war den Neuen Medien gegenüber offen. So konservativ er die publizistische Kompetenz der gedruckten FAZ hochhielt, war er doch überzeugt, dass der neue private Fernsehmarkt wachsen und sich zum Geschäft mausern würde. Bei Bewerbungsgesprächen interessierte ihn vor allem die Persönlichkeit eines neuen Mitarbeiters - seine Haltung, Einstellung und Professionalität. Jürgen Eicks Direktheit war berüchtigt, seine grundsätzlich kollegiale, positive Einstellung kompensierte die manchmal schroffe patriarchalische Ansprache. Er war so etwas wie der Prof. Sauerbruch des Journalistenstandes. Er war auch, wie man so schön sagt, kein Kind von Traurigkeit. Sein Herausgeber-Büro in dem schmucklosen sechsstöckigen Zweckbau der FAZ an der Mainzer

Landstraße glich eher einer Zelle, die mit ihrem schweren Mobiliar noch beengter wirkte. Besucher hatten direkten Zugang neben dem Sekretariat, was auch einen kleinen Getränke-Handel mittels des Büroboten vorbei am strengen „Vorzimmer“ erlaubte.

Wo ist der rote Faden – eine Ausflucht in klassische Lehr- und Wanderjahre

Jürgen Eick empfing mich herzlich: Er freue sich, dass ich zur FAZ kommen wolle, den Weg aus dem Feuilleton, der in der Wertschätzung von Wirtschaftsjournalisten eher verschwommenen Seite des Journalismus in eine offene Medienwirklichkeit gefunden hätte. Das war ihm einen Henkel Piccolo wert. Die Gläser waren gefüllt, Eick zögerte, zog verstohlen meinen Lebenslauf hervor und fragte: Es sei spannend, wo ich schon überall unterwegs gewesen sei, aber: wo ist der rote Faden? Und er hatte recht, gerade jetzt, vor dem waghalsigen Sprung in das unbefestigte Feld der Neuen Medien, die Frage nach Sinn und Weg, nach dem persönlichen Motiv zu stellen. Ich war auf die Frage nach einem inneren „Leitfaden“ nicht gefasst, war froh, dass mir überhaupt eine Antwort einfiel und antwortete selbst mit der Frage, ob er Goethes „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre“ kenne. Den Weg dieser Figur würde ich im bescheidenen bürgerlichen Ausmaß verfolgen, der Ausgang sei offen. Ich hoffte, zumal in der Goethe-Stadt Frankfurt, auf eine beifällige Reaktion. Eick fand meine Entgegnung eher frech, aber listig, jedenfalls stieß er auf die elektronische FAZ-Zukunft mit der Bemerkung an, dass ich für das anstehende Abenteuer gerüstet sei.

Mit der spontanen Goethe-Ausleihe lag ich zwar nicht daneben, sie war aber hochfahrend und abwehrend in der Hoffnung, mit Verweis auf einen Klassiker einer komplizierten Erörterung zu entkommen. Eine Ausrede war es nicht, weil das Umtriebige, zuweilen sprunghafte, instinktive und Spekulative schon die Ausbildung beeinflusst hatte. „Lehr- und Wanderjahre“ erweist sich im Nachhinein als Klammer, ja

als Strick- und Denkmuster entscheidender, mehrfach abrupt wechselnder Ereignisse und Entschlüsse. Meinen Werdegang als ausgeklügelten Masterplan mit Karriere-Absichten einzustufen, wäre angesichts des mehrfachem spontanen Spur- und Stationen-Wechsels verfehlt. Die Suche nach einem roten Faden hielt ich für überflüssig. Ich ließ mich in den Beruf treiben, fand es Zeit meines Lebens unnütz, die Arbeit vielleicht sogar in einem Tagebuch zu verewigen. Zu schreiben hatte ich laufend genug für Andere. Vermutlich in einem Anfall von Archivierungs-Zwang habe ich das, was ich publiziert habe, einfach nach Datum abgelegt. Da ich wegen der Flüchtigkeit des Journalisten-Berufs niemals enzyklopädische Absichten hegte, erschien mir die Frage von Jürgen Eick eher wie ein nachträglich eingerammter Wegweiser, der sich allerdings im Unterbewusstsein verankerte.

Ohne ausgeprägte besondere Begabungen verfügte ich zum Beginn des Studiums über ein solides Halbwissen. Klassik in Wort und Musik waren mein Halt. Frühe Leseeindrücke habe ich vergessen, erinnere mich nur, dass mir der Import der US-amerikanischen Donald-Duck-Hefte mit der Figur des kapitalistischen Archetypus Dagobert mächtig imponierte. Die in den 50er-Jahren massenhaft vertriebenen Landser-Hefte, in denen Obergefreite im Nachhinein den Zweiten Weltkrieg heldenhaft durchstehen, habe ich verachtet. Als erste mitreißende Lektüre setzte sich der schwülstige „Kampf um Rom“ von Felix Dahn im Kopf fest. Wie viele meiner Generation habe ich den ausladenden Schmöker förmlich verschlungen. Das war ein historischer Abdruck der heute beschworenen „Zeitenwende“. Der „Schinken“ über Glanz und Elend, Aufstieg und Untergang von Weltreichen war das Weihnachtsgeschenk eines Nachbarn, der sich nach dem Krieg aus

Österreich in das viele Nazis rettende Beamtentum der Bundesrepublik geflüchtet hatte. Der selbst im sogenannten „Dünndruck“ imposante Wälzer sollte den strebsamen Schüler anspornen. Wenn ich mich am Wochenende zum Rudertraining an den hannoverschen Maschsee aufmachte, begegnete mir oft der Oberbaurat im Hausflur mit der Mahnung: auch der Sonnabendnachmittag ist dem Studium zu widmen. Der Nachbar gehörte mit seiner körperlich mächtigen Statur in die Galerie meiner Vorbilder. Personen, an die man sich erinnert, mutieren ohnehin leicht zur monströsen Erscheinung, oder aber: „Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigener Anschauung besitzen.“ So steht es in Goethes „Dichtung und Wahrheit“.

Lexikon-Wissen war mir lange fremd, später wurde es unverzichtbar, es füllte Lücken. Dass für die Erzählung oft Wikipedia herangezogen wird, insoweit einen besonderen Platz einnimmt, erklärt sich aus seinem Charakter. Wikipedia, das „umfangreichste Lexikon der Welt und die größte gemeinschaftlich erstellte Sammlung Freien Wissens in annähernd 300 Sprachen“, so die Selbstanzeige, siedelt zwischen dem in Folianten gepackten geballten statischen Wissen des Bildungsbürgertums und dem Fluss eines ausufernden Informations-Geschehens im Internet. „Die Wikipedia ist heute so was wie das gallische Dorf in Digitalien“, charakterisierte die Süddeutsche Zeitung das „Lexikon“ zu seinem zwanzigjährigen Jubiläum. Das stetig wachsende, ausufernde Kompendium der digitalen Zeit versucht, komplizierteste Sachverhalte auf einen einfachen Nenner und damit „an den Mann“ zu bringen – selbst im Zeitalter von „Fakes“ Wahrhaftigkeit zu versuchen, was etwa Wladimir Putin angesichts der

ungeschminkten Benennung seiner „militärischen Spezialoperation“ als Krieg gegen die Ukraine dazu provozierte, Wikipedia aus dem russischen Internet zu verbannen. Oft haben mich Studierende zweifelnd gefragt, wie sie es mit Wikipedia in ihrer wissenschaftlichen Arbeit halten sollen. Für mich bildet die Plattform in ihrer vertrauten Lesbarkeit nach „altem“ literarischen Muster eine Art Suchmaschine, offen im Zugang und von immensem Umfang: dann verlässlich, wenn man sich davon nicht abhängig macht.
Mein Text versteht sich auch nach Wikipedia, als „Entwicklungsroman“,

in dem die geistig-seelische Entwicklung einer Hauptfigur in ihrer Auseinandersetzung mit sich selbst und mit der Umwelt dargestellt wird. Zentral ist dabei ein „fiktiv-biografisches Erzählen“, das ... entweder die harmonische Auflösung von (Identitäts-)Konflikten, die Desillusionierung des naiven Protagonisten oder die Illustration ... zum Ziel haben kann.

Die Grenzen zwischen Erinnerung, und Erkenntnis sind fließend.
Neben den, wie man heute sagt: „fakes“, die wie aus dem Nichts Lebensläufe begründen, anreichern, harmonisch abrunden oder in einem freundlichen Licht erscheinen lassen, täuschen immer mehr Medien-Erinnerungen. So wird aus Dichtung „Wahrheit“. Der Psychologe Oskar B. Scholz klassifiziert solche Pseudo-Erinnerungen listig als "erfolgreich eingeredete, aber nicht erlebte Ereignisse" oder "erfolgreich ausgeredete, jedoch tatsächliche Ereignisse.“ Wer zudem glaubt, die Weisheit des Alters biete die Chance für ungeschminkte Erinnerungen, unterliegt einer besonders starken Illusion. Schon hier

drängt sich als Triebkraft zwischen Erinnern und Vergessen ein Schlüsselbegriff der neueren deutschen Geschichte auf: Verdrängung.

Von Verdrängung geprägt war mein verquerer Start ins Leben. Das eigene Erinnerungsvermögen reicht bis ins dritte Lebensjahr. Ich sitze beim kargen Frühstück auf einer kleinen Bank in einer kleinen kahlen Bauernstube, der westfälischen Herberge meiner Großeltern nach ihrer Vertreibung aus Schlesien – das ist eines der wenigen Bilder, die hängen geblieben sind. Feste Bezugsgrößen, vertraute Milieus fehlten in der armseligen Flüchtlingsbleibe. Eine frühe Fixierung auf Personen war die prägende Folge. „Vorbilder“ setzten sich fest, versprachen Geleit, boten nicht selten Halt. An wichtigen Stationen meines Lebens stehen hinter Ereignissen einfach Namen. Vor ehrfurchtgebietenden Institutionen hatte ich wenig Angst oder geringen Respekt, vor charismatischen Autoritäten schon, im Ausnahmefall vor Politikern - in den letzten zwei Jahrzehnten ebenso stetig abnehmend wie vor dem eigenen Berufsstand. Natürlich hat mir Prominenz imponiert, manchmal Ehrfurcht eingeflößt - etwa, als wir Kinder zu Zeiten der amerikanischen Besatzung einen Blick auf den obersten amerikanischen Besatzer, den vorbeifahrenden General Eisenhower erhaschen konnten. Fasziniert hat mich bei dieser Gelegenheit, dass die Besatzungs-Soldaten ihr Plastikgeschirr nach dem Essen einfach in den Müll warfen. Die Begegnung mit dem großen Max Schmeling, der als Ehrengast ein Boxturnier in der Kleinstadt Neustadt am Rübenberge besuchte, hat sich eingeprägt, weil Schmeling den kleinen Bengel belustigt auf den Arm nahm und dieser ihn aufgrund seiner Lektüre von Max und Moritz mit Max und Schmeling begrüßte.
Persönlichkeiten finden in dieser Erzählung ihren Platz, wenn sie nach Bedeutung und Wirkung einmalig waren, wenn sie etwas „Besonderes“

leisteten - nicht nur im positiven Sinn. Persönliches ist in der Regel nicht ausgeklammert, soweit das Private das Berufliche bestimmt hat oder umgekehrt. Das Private richtete sich weitgehend nach der Arbeit. Journalismus war eine besondere Probe auf die Weisheit, nach der es gefährlich ist, sein Hobby zum Beruf zu machen. Journalismus frisst Leben. Das Leitmotiv der späteren Anspruchsgesellschaft „life- and work-balance“ war weitgehend unbekannt, die Steigerung zu „life- and life-balance“ utopisch. Heute wird gemahnt, dass wir möglichst vermeiden sollten, dem „Beruf einen so großen Teil unseres Lebens“ zu überlassen – ein ungewollt prophetischer Appell angesichts des bisher nicht kalkulierten, geschweige denn finanzierten Eindringens von künstlicher Intelligenz nicht nur in die Arbeitswelt, mit der Folge unabsehbarer sozialer Verluste.

Namen waren und sind in der Mehrheit Schall und Rauch. Viele haben sich im Gedächtnis verflüchtigt. Ich bin überzeugt, dass Geschichte durch gesellschaftliche Prozesse entsteht, vom Einzelnen allerdings getragen, befördert, ausgelöst oder behindert, im Katastrophenfall zerstört wird. Die Medien treiben die Personalisierung allen Geschehens immer blinder voran, um überhaupt noch das Publikum wirksam zu reizen. „Putins Krieg“ gegen die Ukraine ist eine solche sich aufdrängende Verkürzung der beschworenen umfassenden „Zeitenwende.“ Getrieben von der Entwicklung zum lesbaren, rhetorisch verflachten Lesestoff soll kompensiert werden, wie steigend hilflos man hinter dem Geschehen, seinen Ursachen und Prozessen hinterher schreibt oder sendet und damit immer mehr Reizen und Reflexen Vorschub leistet.

Mein Lebenslauf erklärt sich aus dem jeweiligen Zustand des Maschinenraums der bürgerlichen Gesellschaft, spielt auf einer mittleren Ebene. Mit der Zeit bin ich zum Vorarbeiter avanciert, versehen mit Funktionsbezeichnungen wie Chefredakteur oder Programmdirektor. Ich war nie Person der Zeitgeschichte. Großen „Namen“ habe ich, wie es der Beruf des Journalisten mit sich bringt, zugewinkt, sie begleitet, mit Ihnen gesprochen, über sie auftragsgemäß geschrieben. Für den Journalisten war der Weg zum Sonnendeck oft kurz, man wurde aus aktuellem Anlass in die Szene katapultiert. Die Prominenz braucht und benutzt ihre Boten, hält sie im doppelten Sinn aus. Man musste nur wissen, dass man nicht dazu gehörte. Das ist mir in einer komischen Begegnung der dritten Art bewusst geworden: Der Musikchef des ZDF hatte mich engagiert, für die Sendereihe „Junge Künstler musizieren“ kleine Porträts vor deren großen Auftritten im Konzertsaal in Form einer Homestory zu produzieren. Also lauerte ich eines Morgens im Oktober 1974 mit einem Kamerateam am Flughafen Düsseldorf auf die Ankunft eines jungen Virtuosen. Das Kamerateam stürmte auf der Suche nach dem Musiker an den ersten ankommenden Fluggästen vorbei, so auch an Romy Schneider, die völlig verdutzt und möglicherweise zum ersten Mal erlebte, dass eine Kamera nicht auf sie gerichtet war – sie nahm es sichtlich mit Humor und bestand auf einem gemeinsamen Foto. "Sie gefallen mir. Sie gefallen mir sehr – wie Romy Schneider mit diesen Worten eine ganze Nation in Aufregung versetzte“ schrieb die Illustrierte STERN über Romy Schneiders Auftritt am selben Tag in Dietmar Schönherrs Sendung „je später der Abend“ – der ersten Talkshow des deutschen Fernsehens. Ihre Flirt-Attacke galt dem Bankräuber Burckhard Driest.

Ich bin zwar nicht auf Tauchstation zur Gesellschaft gegangen, aber mittendrin war ich nicht gerne. Mir gefiel der Status des Beobachters, was meine Berufswahl insgeheim befördert hat. Ich fühlte mich in der Regel als Zaungast. „In einer solchen Nebenrolle kommt aber zum Ausdruck, wie noch der Ungeladene, der einen distanzierten Blick vom Seitenaus auf das Geschehen werfen möchte, Teil dieses Geschehens selbst ist, sosehr er auch Abstand halten mag, sosehr er vielleicht sogar unerwünscht ist.“ Die Charakterisierung aus der Internet-Plattform „Aktion Zaungast“ taugt zur Verortung des Journalisten-Berufs. Und „Zaungast“ war ich beruflich auf zweierlei Weise. Als Publizist habe ich aufgezeichnet, was andere erlebt haben, danach als Medienwissenschaftler analysiert, was Journalisten verfasst haben.